

Walter Turszinsky schreibt über „Inihibierte Kunst“ in Nr. 248 vom 30. Mai 1912.

Wie viele andere Theater Deutschlands rüstete sich jüngst auch die Bühne einer süddeutschen Großstadt, ihren Arthur Schnitzler zu feiern. Man spendete ihm als Geburtstagsgirlande die Aufführung einiger seiner Einakter und stellte in die Mitte des Abends jenes Spiel vom „grünen Kakadu“, in welchem der Blutstrom der Revolution bis hart an die Ufer einer karnevalistischen Farce fließt, in welcher Schnitzler aus Scherz und Ernst eine bunt schillernde Stimmung webt und die Kanonade der Tragik urplötzlich in eine ironisch-kichernde Situation hereindröhnt. An diesem Geburtstagsfeste stellte sich in jener Stadt als Gratulant freilich auch der Zensor ein. Aber er kam nicht, um zu geben, sondern um zu nehmen: allerhand Wortbrosamen, die ihm auf dem Tische des Reichen Arthur Schnitzler überflüssig schienen, und die er nun seiner Sammlung verbotener Gegenstände einverleibte. So wurde in jener süddeutschen Großstadt der „grüne Kakadu“ ein „roter“ Kakadu. Der Zensor beförderte zum fünfzigsten Geburtstage Arthur Schnitzlers sich selbst zum Dichterkompagnon des gefeierten Poeten: denn er stilisierte eine Stelle des Damentextes, an welcher von den „Adligen und den Herren vom Hofe“ gesprochen wird, die in der Taverne zum „Grünen Kakadu“ das Gruseln zu lernen lieben, wesentlich unverfänglicher, indem er statt „Adlige und Herren vom Hofe“ — „vornehme Leute“ sagen ließ. Das Fanfarenwort, eine der maßgebendsten Textpointen der ganzen Grotteske: „Niemals kann der Ruf nach Freiheit schöner klingen, als an der Leiche eines Herzogs“, wurde ganz erstickt: an dieser Stelle bekam Arthur Schnitzler zur Feier seines Geburtstages einen Knebel in den Mund. Ebenso schien es dem Zensor nicht dem Hofton entsprechend, das Ding beim rechten Namen nennen und von einem „erstochenen“ Herzog reden zu lassen: Der Herzog wurde „getötet“, nicht, fi donc, „erstochen“. Und, zuletzt, aber nicht am Letzten: jenes Zukunfts-idyll, von dem der Held Schnitzlers, der unselige Schauspieler Henri, Canio's Zwillingbruder, schwärmt, wenn er zu seiner Geliebten Nedda-Leocadie sagt: „Wir wollen von einem Kinde träumen“, wurde dieses noch nicht einmal geborenen Kindes ebenfalls beraubt. Das Kinderkriegen bleibt, wenn nicht der Eherring die Sache sanktioniert, selbst im Traume unsittlich und hat nicht stattzufinden. Um alle Eventualitäten zu vermeiden, gebietet der Zensor illegitimen Liebesleuten von vornherein: „Jehn Se auseinander“!

Ich erzähle diese neueste und verbürgte Notiz aus Zensur-Schilda so ausführlich, um die reichshauptstädtische Zensurbehörde von dem ihr neuerdings wieder mit Leidenschaft gemachten Vorwurf der Schnüffelei in politischen und Kunstdingen ein wenig zu entlasten, und um zu zeigen, daß auch die wilden Zensoren draußen im Reich keine besseren Künstler sind, als unsere Jagow, Glasenapp und Klotz. Gewiß springt der Berliner Zensurrotstift noch schneller aus der Hülse, als der anderer deutscher Kunststaatsanwälte (wenn ich nicht gerade den des Münchener Kollegen ausnehmen muß): und das Motto „Frisch gestrichen!“ gibt im Sinne eines kategorischen Imperativs mehr in den Räumen der Kunstabteilung des Berliner Polizeipräsidiums den Ton all, als in anderen Sälen und Zimmern, welche in Deutschland ähnlicher Bestimmung dienen. Gerade die Speisekarte der letzten Berliner Kunstbütteleien ist ja ebenso umfangreich, wie mit schwer verdaulichen und nach leicht übersehbaren Prinzipien zusammengestellten Gerichten gefüllt. Man hat dem „Zweckverband Groß-Berlin“, von den Litfaßsäulen der Hauptstadt herab, sein Agitationsplakat gepfändet, durch dessen figürliche Darstellung — ein abgezehrt neben einem wohlgenährten Berliner Kinde die unerbittliche Wahrheitssagerin Käthe Kollwitz der großen Menge die dieser bisher verborgene Tatsache mitzuteilen versuchte, daß im Zentrum des Dreimillionennestes Hunderttausende von Kindern luft- und lichtdurstig, körperlich und seelisch verkümmert, neben einer Minorität in dieser Beziehung besser gestellten, großbürgerlichen Nachwuchses dahinwelken. Man hat in Neu-Kölln, das vor kurzem noch Rixdorf hieß, dem Volkschor der „Freien Volksbühne“ Karfreitagsaufführungen der Oratorien „Der heilige Franziskus“ und „Die heilige Elisabeth“ verwehrt, trotzdem der Verfasser des letztgenannten, ehrwürdigen Chorwerkes der Abbé Franz Liszt ist und in der brunstvollen Weihe und Langweiligkeit dieser Legende gewiß keine der Weltanschauungen Frank Wedekinds oder Philipp Scheidemanns zu entdecken sein dürfte. Man hat endlich, wieder durch ein Zensorverbot, des verstorbenen Emil Rosenow vieraktiges Drama: „Die im Schatten leben“ gleichfalls der „Freien Volksbühne“ aus den Händen gerissen: dieses Werk, das unerbittlich ist, wie das Leben; ohne jedes demagogische Tartarin-Pathos und seine Schicksalsfügungen nur dem harten „Muß der gang und gäben Lebensnotwendigkeiten unterstellend; und das in diesem Stil (der übrigens auch der Käthe

Kollwitz Stil ist) das moralische und materielle Vergehen einer Hüttenarbeiterfamilie aus dem Dortmunder Gebiet al fresco malt. Man sieht also: Berlin in der Kunstwelt voran! Aber die Zensurbureaus ganz Deutschlands, allein jene Kakaduepisode beweist es, gehen mit der guten Berliner Kameradin in gleichem Schritt und Tritt. Es ist die Parole ausgegeben (eine jener Parolen, die man weniger hören als fühlen kann), sich bei allen den Männern, die plötzlich in der Politik, in der Ethik, in allen Sälen der Kultur offenkundig zur Herrschaft des freien Wortes schwören, dadurch zu revanchieren, daß man sie bei ihrer empfindlichsten Stelle, nämlich an den Weichteilen ihres Kunstempfindens packt. Sollten nicht da der „Goethebund“, der „Verband deutscher Bühnenschriftsteller“ und andere namhafte Literaturkorps einige scharf geschliffene Pfeile auf jene Schützen zurückspringen lassen? Ich meine doch: selbst wenn es dazu notwendig sein sollte, einige Zeit der im Augenblick wichtigsten Beschäftigung deutscher Literaten, nämlich derjenigen, alle deutschen Kinos umzubringen, abwendig zu machen ...

Aber ich kann noch besseres Beweismaterial für die Schilderung der gegenwärtigen Beziehung zwischen Zensur und Kunst beibringen. Ganz in der Nähe Berlins wird von politisch ungescholtenster, märkisch-brandenburgischer Seite ein Freilichtspiel vorbereitet, dessen Zweck es ist, zur Feier des vor etwa 500 Jahren vollzogenen Einzugs der Hohenzollern in die Mark, zu zeigen, wie die gepanzerte Faust Friedrichs, des Burggrafen zu Nürnberg, die Herrschaft der Raubritter, der Krachte und der Itzenplitz in Scherben schlug. Man sieht, das ist nicht gerade originell: — die Muster Willibald Alexis und Ernst von Wildenbruch liegen ja seit geraumer Zeit im preußischen Archiv —, aber es ist unanfechtbar patriotisch. Doch die Weisheit des hier maßgebenden Regierungspräsidenten sieht selbst in jenen Ecken der Kunst Staub und Schmutz, wo die Standarte des Monarchen aufgepflanzt ist. Und so ist auch hier ein „Veto“ ausgesprochen, — ist die Aufführung des Dramas verhindert worden, weil die in diesem Festspiel an den Pranger der Geschichte gestellten Raubritter gewissen märkischen Adelsgeschlechtern zugehören, deren Nachkommen noch heute existieren —, (der Herr Regierungspräsident ist selbst solch ein Nachkomme) — und sich durch diese historische Glosse auf ihre erlauchten Ahnherren chokiert fühlen könnten. Diese Episode ist in ihren Wesenszügen von schönster Deutlichkeit; als Tragikomödie von unüberbietbarer Komik. Aber im Interesse der Festspielunternehmer, die ihre Kosten, der Schauspieler, die ihre Gagen haben wollen, ist es ja kinderleicht, dieser Anstößigkeit den Stachel zu nehmen. Man mache . doch einfach den geschichtstreuen zu einem Fabelvorgang, etwa mit einem Sprung ins Symbolische. Man verwandele die adeligen Raubritter, die sich unter das Joch der Hohenzollern beugen müssen, in zwar nicht mit der Chronik nachzuweisende, aber doch immerhin mögliche bürgerliche Raubritter. Man taufe diese Herren etwa auf die Namen: Wiemer, Pachnicke, Scheidemann, Ledebour, Borchardt. Und ich schwöre, daß das „accipio“ des Regierungspräsidenten sofort per Eilpost dasein, und daß er, der Präsident, mit Stentorstimme rufen wird: „Ihr da macht fort, das Spiel kann beginnen!“

(Fischer 116–119).